



Die laute Stimme des Landes: Alpabzug vor dem Bundeshaus in Bern. FOTO: EDI ENGLER, KEYSTONE

WER STIMMT WIE?

Im Land der Kraftfelder und Gräben

Gibt es bei Abstimmungen einen Röstigraben oder doch eher ein Ost-West-Kontinuum? Ist es schlimm, wenn Junge nicht abstimmen? Und brächten Stadtkantone fortschrittlichere Volksentscheide? Antworten des Politologen und Statistikers Werner Seitz.

INTERVIEW: SUSAN BOOS

WOZ: Werner Seitz, Sie haben ein Buch über die Geschichte der politischen Gräben in der Schweiz geschrieben. Die Abstimmung über die «Masseneinwanderungsinitiative» der SVP hat die Grabendiskussion neu angefacht. Die Vox-Analyse, die die Abstimmenden jeweils nachträglich befragt, deutet darauf hin, dass viele Jungen nicht an die Urne gingen. Gibt es einen Graben zwischen Alt und Jung?

Werner Seitz: Ich habe für das Buch die Volksabstimmungen seit der Gründung des Bundesstaats untersucht und die regionalen Ergebnisse der Bezirke ausgewertet. Daraus kann man nichts ableiten über einen möglichen Generationengraben. Von Untersuchungen der Universitäten Genf und Lausanne weiss man aber, dass nur rund ein Drittel der Jungen zwischen 18 und 24 Jahren an die Urne geht. Bei den über Sechzigjährigen ist die Beteiligung mehr als doppelt so hoch.

Dass die Jungen seltener stimmen, empfinde ich nicht per se als grosses Problem. Diese müssen sich noch um vieles andere kümmern, und wir stimmen in der Schweiz über vieles ab, was junge Menschen nicht besonders bewegt. Schaut man aber beispielsweise – zur möglichen Feststellung eines inhaltlichen Generationengrabens – auf das Stimmverhalten bei sozialpolitischen Abstimmungen, etwa über die Altersvorsorge, so zeigt sich: Linke Junge stimmen ähnlich wie ältere Linke, bei den Bürgerlichen ist es ebenso. Auch wenn es gewisse Nuancen im Stimmverhalten zwischen den Generationen gibt, ist entscheidender, welche politische Ausrichtung man hat.

Laut Vox-Analyse stimmten insbesondere die, die sonst nicht an die Urne gehen, für die SVP-Initiative. Gibt es einen Graben zwischen den politisch Aktiven und den Inaktiven?

In der erwähnten Genfer Studie wurde festgestellt, dass gut ein Viertel der Stimmberechtigten immer stimmen geht. Ein knappes Viertel geht nie – weil es sie nicht interessiert, weil sie sich bewusst nicht ins System integrieren lassen wollen oder weil sie sich überfordert fühlen. Der Rest geht von Fall zu Fall. Bei Abstimmungen, die stark emotional diskutiert werden, lassen sich die weniger gut informierten Gelegenheitswähler eher mobilisieren und von Schlagwörtern leiten. Da muss man sich schon fragen: Wie können diese Leute – und natürlich auch die Nichtwähler – besser angesprochen und abgeholt werden?

Schliesst die Schweizer Demokratie die weniger Gebildeten aus?

Wenn man die Stimmbeteiligung und das Bildungsniveau analysiert, zeigt sich: Es beteiligen sich rund sechzig Prozent jener, die eine Matura oder einen Hochschulabschluss haben, und nur etwa ein Drittel mit nur obligatorischer Schulbildung. Es sind also vor allem die besser Ausgebildeten und deshalb auch die Besserverdienenden, die abstimmen. Wir haben also gewissermassen eine Mittelschicht-Oberschicht-Demokratie.

Bei emotionalen Themen bekommt man andere Leute an die Urne. Könnten die auch die Todesstrafe wiedereinführen?

Das gab es ja schon einmal. Eine der ersten Abstimmungen betraf die Wiedereinführung der Todesstrafe. Der Abstimmungskampf war hoch emotionalisiert. Die Radikalliberalen – der heutige Freisinn –, die eigentlich dagegen waren, wehrten sich damals aus taktischen Gründen nicht sehr stark, und so erhielten die Kantone 1879 wieder das Recht, die Todesstrafe einzuführen.

Immer wieder wird der sogenannte Volkswille bemüht, um zu verhindern, dass die Bevölkerung erneut über ein umstrittenes Geschäft abstimmen kann. Aber vieles – wie auch das Frauenstimmrecht – kam in der Schweiz erst nach mehreren Anläufen durch.

Richtig. Dass ein Thema, das brennt, nach einigen Jahren wieder aufs Tapet kommt, halte ich für zulässig. Beim Frauenstimmrecht liess sich der Bundesrat bekanntlich jahrzehntelang Zeit, bis er 1959 eine Volksabstimmung ansetzte. Zwei Drittel der Männer stimmten dann dagegen. 1971 wurde das Frauenstimmrecht mit Zweidrittelmehrheit angenommen. Es gab ein Ost-West-Kontinuum: Je weiter man nach Osten geht, desto ablehnender ist die Bevölkerung. Im Osten ist die Schweiz am konservativsten – die Kantone Thurgau, St. Gallen, Appenzell Innerrhoden waren neben einigen Kantonen der Innerschweiz selbst 1971 noch gegen das Frauenstimmrecht.

Bei der «Masseneinwanderungsinitiative» scheint der Röstigraben erneut aufgebrochen. Lässt er sich statistisch beschreiben?

Der Röstigraben, wie man ihn etwas dramatisch nennt, zeigt sich vor allem in Unterschieden zwischen den Sprachregionen: Zum Beispiel ist es in der Westschweiz üblicher,

an die Hochschule zu gehen, in der Deutschschweiz absolvieren die jungen Leute häufiger eine Berufslehre. Vor allem aber hat die Romandie eine etwas andere Wirtschaftsstruktur, die krisenanfälliger ist, weshalb die Leute stärker von Arbeitslosigkeit betroffen sind und eine höhere Sozialhilfequote haben. Solche Besonderheiten prägen auch die politische Kultur und das Abstimmungsverhalten.

Seit wann existiert der Röstigraben?

Die Schweiz, wie wir sie heute kennen, existiert ja erst seit 1798, seit der Helvetik. Aber zu jener Zeit war die Mehrsprachigkeit kein Thema. Die Radikalliberalen, die ab 1848 den Bundesstaat aufbauten, fühlten sich der bürgerlichen Wirtschaftsordnung und der Aufklärung verpflichtet. Ihnen standen die Katholisch-Konservativen gegenüber, die den modernen Bundesstaat ablehnten: Freiburg und Wallis wie auch die Innerschweizer Kantone und Appenzell Innerrhoden.

Die konfessionellen Konflikte einten die Schweiz über die Sprachgrenzen hinweg?

In den politischen Auseinandersetzungen teilte der konfessionelle Graben die Schweiz stärker als der sprachregionale, weil sich hinter der Konfession fundamentalere Unterschiede und Interessen verbargen als hinter der Sprache. Die Zürcher standen den Genfern sicher näher als den Innerrhodern.

Um 1900 kam es aber zu einer sprachkulturellen Entfremdung. Die Westschweiz orientierte sich mehr nach Frankreich, die Deutschschweiz war sehr deutschfreundlich. Während des Ersten Weltkriegs wurde diese aussenpolitisch unterschiedliche Orientierung zusammen mit der wachsenden sprachlichen Entfremdung zu einer ersten Belastungsprobe für die Schweiz. Während des Zweiten Weltkriegs präsentierte sich die Schweiz diesbezüglich in einer besseren Verfassung: Die «geistige Landesverteidigung» stand im Zentrum. Aus heutiger Sicht kann man das eine und andere kritisch hinterfragen, gegenüber dem Zustand zur Zeit des Ersten Weltkriegs war es aber für die Schweiz eine bessere Situation.

Ist die Romandie seit jeher weltoffener und sozialer?

Für das 19. Jahrhundert kann das so nicht gesagt werden. In dieser Periode stimmte die Deutschschweiz meistens fortschrittlicher ab. Die Romandie stellte sich mehrheitlich aus ideologischen und föderalistischen Gründen gegen den Aufbau von bundes- und sozialstaatlichen Einrichtungen. Das änderte sich spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die aussenpolitischen Unterschiede nahm man in der jüngsten Zeit am stärksten bei der EWR-Abstimmung wahr. Man hat sich nach der stark polarisierenden Abstimmung bemüht, sich wieder näherzukommen, auch wenn zuerst einige Gehässigkeiten ausgetauscht wurden. Zudem war die Romandie in

Werner Seitz

Der Politologe Werner Seitz (59) leitet beim Bundesamt für Statistik die Sektion Politik, Kultur, Medien. Im Februar ist sein Buch «Die Geschichte der politischen Gräben in der Schweiz» erschienen (Rüegger Verlag, Zürich/Chur, 182 Seiten, 22 Franken).



den letzten Jahren eher etwas weniger euphorisch gegenüber Europa, die Deutschschweiz weniger ablehnend. Man hatte das Gefühl, man sei auf dem richtigen Weg – dann kam die «Masseneinwanderungs»-Abstimmung.

Vertiefen sich jetzt die Gräben?

Das Resultat ist nicht so klar wie bei der EWR-Abstimmung. Es gibt in der Deutschschweiz viele Städte und einige Bezirke, die gegen die Initiative gestimmt haben. Umgekehrt gibt es in der Westschweiz Bezirke, die knapp dafür oder knapp dagegen waren. Wenn man genau hinschaut, zeigt sich ein komplexes Bild. In der Tendenz ist es also neben dem Röstigraben auch ein Stadt-Land-Graben, eingebettet in das bereits erwähnte Ost-West-Kontinuum – je weiter im Osten, desto konservativer.

FAIRE KLEIDUNG

«Gibts dagegen nicht Gesetze?»

Was passiert, wenn sich sechzehnjährige Mädchen mit den Arbeitsbedingungen von KleidernäherInnen im Süden beschäftigen: Ein Schulbesuch in Affoltern am Albis.

VON CORINNE RIEDENER (TEXT) UND ANDREAS BODMER (FOTO)



Und jetzt wird auch noch selbst genäht: Schülerinnen der Oberstufe Ennetgraben in Affoltern am Albis während der Projektwoche zum Thema Kleidung.

Beatrice Aeppli Schülerinnen wirken erleichtert, als um 15.20 Uhr die Schulglocke erklingt. Gut gelaunt, aber nachdenklich verschwinden sie in die Frühlingssonne, bald ist Shoppen angesagt. Zur Freude der Mädchen, die gerade ihr letztes Jahr an der Oberstufe Ennetgraben in Affoltern am Albis absolvieren. Künftig sollen sie bewusster durch die Regale streifen, hofft Handarbeitslehrerin Aeppli, bei der die achtzehn Mädchen ihre Projektwoche zum Thema Kleidung verbringen. Gewählt haben sie den Kurs freiwillig. Bei Schulbeginn ein paar Stunden früher ist davon allerdings noch wenig zu spüren; lustlos schlurften sie ins Zimmer, runzeln die Stirn – «Hä?»

Unbequeme Fragen und Antworten

Im Schulzimmer wartet nicht wie angenommen Frau Aeppli, sondern drei Männer. Sie sind Mitglieder der Erklärung von Bern (EvB) und leiten ehrenamtlich Workshops zu Fairtrade, Bekleidung, Elektronik, Nahrung oder Schokolade, primär in der Oberstufe. Mit Frontalunterricht hat das wenig zu tun, wie auch die Mädchen in Affoltern bald merken. Eben erst hineingeplumpst, müssen sie ihre Stühle gleich wieder verlassen. Es hagelt Fragen, sie sollen sich positionieren: «Wie lange tragt ihr euer Shirt?», «Wie viel gebt ihr monatlich für Klamotten aus?», «Wo spart ihr lieber: beim Essen, bei der Kleidung oder bei den Freizeitaktivitäten?» Etwas widerwillig setzen sie sich in Bewegung. «Komische Fragen», murmelt ein Mädchen und stützt sich auf seine Nachbarin.

Erst jetzt erfahren sie, mit wem sie es zu tun haben: Fahim Abed (54) aus Zofingen ist Wirtschaftslehrer und zum ersten Mal auf Schulbesuch, Dominik Holl (29) ist frischgebackener Sportlehrer aus Luzern, der ehemalige Lehrer Jürg Keller (72) wohnt in Oerlingen und hat das Schulprojekt der EvB vor zehn Jahren ins Leben gerufen. Er ist es auch, der den Mädchen das erste Lächeln des Tages entlockt: Beim Kurzfilm dürfen sie sich zurücklehnen – vermeintlich, denn was lustig begonnen hatte, endet unbequem: «Lieber nackt als in einer Uniform, die unter ausbeuterischen Bedingungen hergestellt wurde», lautet die Botschaft der halb nackten Angestellten im Clip.

Das irritiert. Was heisst «ausbeuterisch»? Und wieso «faire» Uniformen? In einfachen Worten erklärt Keller den Mädchen die Zusammenhänge globaler Märkte, formuliert Probleme und skizziert Folgen. Ohne Moralkeule bringt er die Klasse auf die richtige Spur, sanft und routiniert, wie es wohl nur ein ehemaliger Lehrer kann. Er berichtet von Preisdumping, Kinderarbeit und Umweltschäden, beobachtet die Reaktionen, hakt nach und fragt nach Einschätzungen. Langsam kommt Leben in die montäglichen Mienen. Zeit, die eigenen Kleider unter die Lupe zu nehmen.

Der Grossteil für die Modefirma

«Kambodscha», sagt eine Dunkelhaarige und fischt nach dem Etikett ihrer Nachbarin. «Hier steht «Made in Bangladesh.» – «Türkei», ruft es von gegenüber. Rasch ist auf der Weltkarte

alles gefunden. In Sachen Preiszusammensetzung sind sich die Mädchen nicht mehr so sicher. Was verdienen Rohstoffhändler, Näherin oder Modefirma? Prompt liegen sie verkehrt: Der grösste Brocken, 60 bis 65 Prozent, geht an den Detailhändler, nicht an die Näherin. Sie bekommt nur 0,5 bis 3 Prozent des Kaufpreises, wenige Rappen, wie Keller vorrechnet. Damit hat er die Mädchen. Wirtschaftliche Zusammenhänge mögen abstrakt sein, Geld hingegen ist konkret. Menschenleben auch; immer grösser werden die Augen, als Dominik Holl von Bränden und baufälligen Fabriken berichtet. Und von der eingestürzten Fabrik in Dhaka, Bangladesch, wo vor einem Jahr über 1100 Menschen ums Leben kamen.

Entsprechend engagiert ist das Rollenspiel: Die Mädchen sollen in die Haut einer Näherin schlüpfen und für bessere Arbeitsbedingungen kämpfen. Ihnen gegenüber sitzt der Fabrikchef, gespielt von Keller, der sämtliche Vorschläge mit schlagkräftigen, meist finanziellen Argumenten abweist. Immer deutlicher werden die Probleme der Altersgenossinnen an den Nähmaschinen. In Affoltern wechseln die Mädchen demnächst ans Gymnasium, haben eine KV-Lehrstelle oder sogar einen Platz an einer englischen Schule, wie eines der Mädchen berichtet. Dass sie als Sechzehnjährige in China bereits jahrelange Arbeitserfahrung haben könnten, kann sie sich genauso wenig vorstellen wie eine Achtzigstundenwoche. «Gibts dagegen nicht Gesetze?», fragen einige. Ihnen ist klar: Näherinnen müssen sich zusammen tun. «Gewerkschaft heisst das, oder?»

Für die Schülerinnen in Affoltern ist vieles neu an diesem Montag. Manches ist kompliziert, aber sie haben erkannt, dass viele leiden für den Wohlstand weniger. Besonders ihre Lieblinge – Zebra, Chicorée, Orsay oder Tally Weijl – produzieren unter menschenunwürdigen Umständen. «Verdammt krass», ist die häufigste Reaktion, dennoch scheint es für einen Augenblick aussichtslos. «Wenns ja schon produziert ist, kann ichs auch kaufen», finden zwei Schülerinnen, «irgendjemand tuts sowieso.» Doch Keller, Holl und Abed wollen die Klasse nicht hilflos hinterlassen. Sie präsentieren faire Ansätze, berichten von Kooperativen, Alternativen und Initiativen, verteilen eine EvB-Broschüre mit Bewertungen der bedeutendsten Schweizer Firmen.

«Top 10 und Flop 10»

Am wichtigsten sei die Aufklärung, sagen sie. Die Mädchen sollen deshalb zum Schluss eine eigene Aktion planen. Manche basteln Flyer, andere gehen in der Umgebung auf Aufklärungstour. Eine dritte Gruppe gestaltet ein Plakat: «Top 10 und Flop 10» ihrer Lieblingsgeschäfte. Bei der Schlusspräsentation ist nichts mehr zu spüren von der anfänglichen Unlust, keine faulen Sprüche, keine Tuschelei. Es scheint, als hätte sich etwas getan in den Köpfen der jungen Frauen. Beatrice Aeppli will dafür sorgen, dass es auch so bleibt, und hat deshalb etwas Besonderes geplant für die verbleibende Woche: «Ein paar Lektionen Fließbandarbeit. Keine Schikane, sondern ein Stück Realität.»

Fortsetzung von Seite 3

Wo steht das Tessin?

Die italienischsprachige Schweiz muss als etwas Eigenständiges angeschaut werden. Sie ist nicht – wie wir dies aus Deutschschweizer Sicht gelegentlich meinen – Teil einer lateinischen Schweiz. Das Tessin hat eine eigene Geschichte, ist katholisch und hatte dabei sowohl eine starke progressive als auch eine starke konservative Strömung. Bei Volksabstimmungen sind die Tessiner in der Sozialpolitik mit der Romandie die treibende Kraft, in der Verkehrspolitik und in der Aussenpolitik stimmen sie mit der Deutschschweiz. Vor allem in der Aussenpolitik fühlt sich das Tessin aber unverstanden.

Konservative, ländliche Gebiete haben viel Macht. Sollten Städte Halbkantone bilden, um nicht immer überstimmt zu werden?

Ich halte es für legitim und wichtig, wenn die Städte darauf aufmerksam machen, dass sie viele Lasten zu tragen haben und doch immer wieder minorisiert werden. Konkret würden solche Reformen sehr langwierig werden und wohl nicht viel ändern. Nur ganz selten sind umstrittene Abstimmungen wegen des Ständemehrs anders entschieden worden. Das Problem der Städte ist ja das Volksmehr.

Was hält die Schweiz eigentlich zusammen?

Politisch dürften es die Werte der Bundesverfassung sein, etwa die Mehrsprachigkeit, der Föderalismus oder die Volksrechte. Dass die Schweiz nach schwierigen Volksabstimmungen nicht auseinanderbricht, dürfte auch mit der sogenannten Kraftfeldervielfalt zu tun haben. Die Interessenkonstellationen wechseln sich ab. Man ist nicht immer auf der Verliererseite. Nach drei Monaten kommt wieder eine Abstimmung, und dann verläuft die Linie zwischen den Verlierern und den Gewinnern wieder ganz anders. Das ist in Belgien zum Beispiel nicht so – deshalb ist das Land viel stärker gespalten.

WICHTIG ZU WISSEN

Osterferien im Iran

SUSI STÜHLINGER über eine diplomatische Mission der SVP

Die Ostermärsche anlässlich des Cupfinals waren einigermaßen friedlich verlaufen. Dies wohl auch, weil die Fans es offenbar versäumt hatten, den vor dem Wankdorfstadion eingesetzten Wasserwerfer mit Ostereiern zu bewerfen, wie es die Thüringer Polizei bei ihrem jüngsten Manöver getan und damit das moderne mobile Einsatzfahrzeug in schwerem Masse demoliert hatte. Nun, als ehemaliger Vizepräsident des Zürcher Schlittschuhclubs interessierte sich Nationalrat Luzi Stamm so wieso mehr für Eishockey. Allerdings war er auch am siegreichenden Playoff-Finalspiel der ZSC Lions nicht zugegen gewesen.

Stattdessen hatte er mit seinen Parteikollegen von der SVP ein schönes Reisl unternehmen, in den Iran. Mit dem Vorsitzenden der iranischen Parlamentskommission für Aussenpolitik verstand er sich auf Anhieb gut, schliesslich hatte er selber auch mal die Schweizerische Aussenpolitische Kommission präsidiert. Das Treffen fand an einem historischen

vielerlei Hinsicht überaus denkwürdigen Tag statt, jährt sich doch der Sieg der Eidgenossen gegen die Habsburger im Schwabenkrieg einerseits und die Isolierung des Elements Radium durch Marie Curie andererseits just an diesem 20. April.

Herr Borudscherdi zeigte grosses Interesse an der Gesamtausgabe von Luzi Stamms Publikationen – die dieser als Gastgeschenk mitgebracht hatte –, namentlich an den Werken «Die zehn Todsünden der Bergier-Kommission» sowie der bildungspolitischen Broschüre mit dem Titel «Bergier-Bericht. Politische Ideologie in den Schulstuben?», die Luzi Stamm im Auftrag der Veteranen des Zweiten Weltkriegs vom Arbeitskreis gelebte Geschichte verfasst hatte.

Nach dem diplomatischen Austausch zur Aussenpolitik trafen sich die Mitglieder der SVP-Delegation – im Auftrag von Nationalratskollegin Nathalie Rickli und Bundesrat Ueli Maurer – mit Vertretern des iranischen Staatsfernsehens zu einem Workshop, wo sie alle

lernten, wie es das Schweizer Fernsehen besser machen könnte, mit weniger tendenziöser Berichterstattung und weniger schwacher Leistung.

Später würde die Delegation noch mit ranghohen Offizieren der iranischen Armee die Doschan Tappeh Air Base besichtigen, wo eindrücklich zu sehen sein würde, wie schwierig sich die Wartung völlig veralteter Kampfflugzeuge gestaltete, und allenfalls auch diskutieren, ob der Iran Interesse an rund fünfzig wesentlich neueren Tiger-F-5-Flugzeugen hätte – mit den Schweizer Flugabwehrkanonen der ehemaligen Oerlikon-Contraves hatte man hierzulande zumindest stets gute Erfahrungen gemacht.

Alles in allem ein sehr lohnender Besuch, dachte sich Luzi Stamm, so schlimm, wie er immer gedacht hatte, waren diese Islamer gar nicht, anlässlich des SVP-Besuchs machte sich nun Präsident Rohani auch noch für mehr Demokratie und Frauenrechte stark – wobei Letzteres vielleicht gar nicht nötig war, was sich ja derzeit gerade gut im Kanton Schwyz beobachten liess, wo sich die SVP-Frauen nach fünfzehn Jahren von selbst wieder aufgelöst hatten.

Susi Stühlinger war auch für den FCZ.

